

Ein Gespräch mit V.C. Chiwara, Lehrerin an der Pflegeschule des Musiso-Spitals in Jerera, über die Zusammenarbeit von Schweizer Ärzten und zimbabwischen Krankenschwestern und ihre Wünsche für die Zukunft.

Frau Chiwara, Sie arbeiten seit 16 Jahren hier. Was bedeutet Ihrer Ansicht nach das Musiso-Spital für die Bevölkerung in dieser Gegend von Zimbabwe?

Es ist sehr wichtig, das wichtigste und beinahe einzige Spital des Zaka Distrikts, wo rund 230'000 Menschen leben. Wenn man krank ist, kommt man zu uns. Es gibt noch ein staatliches Spital, aber das liegt ungünstig, viel zu abseits – eine richtige Schreibtischkat. Unser Spital steht da, wo die Leute sind.

Mit welchen Erwartungen kommen die Leute ins Spital?

Sie wollen in erster Linie einen Arzt sehen. Wenn keiner da ist, sind sie frustriert. Es ist ihnen nicht möglich, irgendwo anders hinzugehen, hier gibt es sonst keine Ärzte.

Am Spital arbeitet im Moment ein Arzt aus dem Kongo und einer aus der Schweiz. Warum sind hier keine einheimischen Ärzte tätig?

Die zimbabwischen Ärzte wollen in den grossen Städten arbeiten und nicht auf dem Land. Wir hatten hier noch nie einen einheimischen Arzt. Es heisst, dass man an den Missionsspitalern weniger verdiene. Die Kirche stellt den Ärzten zwar schöne Häuser zu Verfügung und auch ein Auto, aber vielleicht erwarten sie auch andere Dinge, die wir ihnen hier nicht bieten können. Etwa die Nähe einer Stadt oder eine gute Schule für ihre Kinder. Ausserdem gibt es auf dem Land sehr viel zu tun. Wir haben 220 Betten, das Spital ist immer voll und jeden Tag kommt eine endlose Reihe von ambulanten Patienten an. Wer an einem Landspital arbeitet, opfert sich auf. Das gilt auch für die Pflegenden.

Weisse Ärzte aus Europa bringen eine andere Kultur, ein anderes Denken mit. Was für eine Rolle spielt ihre fremde Herkunft bei der Behandlung der Patientinnen und Patienten?

Natürlich haben sie einen anderen Hintergrund, auch was medizinische Fragen angeht. Wir sind es uns jedoch gewohnt mit den „Murungu“ zu arbeiten und ich glaube, dass die Leute mehr Respekt haben vor ihnen. Die Leute denken, dass die Europäer kompetenter sind.

Viele Leute hier sprechen nur Shona, kein Englisch. Wie kann da eine Kommunikation zwischen Arzt und Patient gelingen?

Das ist kein Problem, wir übersetzen. Natürlich entsteht auf diese Weise kein direktes Gespräch zwischen Arzt und

Patient. Das ist jedoch nicht so wichtig, die Hauptsache ist, dass ein Arzt da ist. Die Pflegenden können erklären, worum es geht.

Ist das nicht schwierig?

Es ist immer schwierig, wenn Berufsleute sich medizinisch nicht geschulten Personen verständlich machen sollen. Im Spital spricht man eine eigene Sprache. Ausserdem sind viele der Patienten nur wenige Jahre zur Schule gegangen. Sie fragen nicht nach, sondern nehmen einfach an, was man ihnen gibt. Leider wird deshalb eine angefangene Therapie zu Hause oft nicht weitergeführt.

Heisst dies, der „weissen“ Medizin wird bisweilen mit Misstrauen begegnet?

Nein, es ist eine Verständnisfrage. Die



V.C. Chiwara und Katharina Morello

Leute vertrauen der Hilfe, die sie am Spital erhalten. Wenn sie hierher kommen, haben sie alle traditionellen Möglichkeiten bereits ausprobiert, sie haben keine Alternative mehr. Sie würden auch gar nicht das Geld für die Behandlung aufbringen, wenn sie nicht die Hilfe wollten, die wir ihnen bieten können.

Was denken die Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger hier vom Einsatz der SolidarMed-Ärzte?

Wir vom Personal begrüßen sie und arbeiten gerne mit ihnen zusammen. SolidarMed tut etwas Gutes für das Volk von Zimbabwe. Ohne diese Ärzte wäre das Spital am Ende. Einmal war eine Zeit lang keiner da und die Schwestern hatten die ganze Verantwortung. Sie mussten entscheiden, wer nach Masvingo verlegt wurde und wer nicht. Sie arbeiteten Tag und Nacht, es war sehr, sehr schwierig.

Gibt es zwischen den einheimischen Krankenpflegerinnen und -pflegern und den europäischen Ärzten keine Uneinigigkeiten bezüglich der richtigen Behandlung?

Ach, dafür gibt es den „Edliz“, ein

Buch über die häufigsten Krankheiten und deren hier übliche Behandlungsweise. Dank „Edliz“ verstehen wir uns. Bevor es dieses Buch gab, kam es gelegentlich zu Missverständnissen: Die Ärzte hatten schweizerische Prinzipien, die wir nicht verstanden oder die nicht hierher passten. Sie schlugen viel in Büchern nach und wir fragten uns, ob sie eigentlich auch etwas wissen. Jetzt können wir selbst nachlesen, wie sie vorgehen. Es sind unsere eigenen Richtlinien. Im Allgemeinen haben wir es gut. Es hängt auch davon ab, wie die Leute, die hier arbeiten, persönlich miteinander zurecht kommen.

Haben Sie persönliche Erfahrungen mit SolidarMed-Ärzten gemacht, an die Sie sich gern erinnern?

Ich habe viele gute Erinnerungen. Dank der Unterstützung von zwei Ärzten konnten wir bei der Missionsschule einen Kindergarten bauen. Er besteht noch heute und er ist gut besucht. Ich habe auch alle meine Kinder hier am Spital geboren, vier Mädchen. Man hat mich stets sehr freundlich behandelt, besonders bei der Geburt meiner jüngsten Tochter. Ich hatte während der Schwangerschaft zu hohen Blutdruck und hätte mein Baby verloren,

wenn der anwesende Arzt keinen Kaiserschnitt gemacht hätte – genau zum richtigen Zeitpunkt. Heute ist meine Tochter neun Jahre alt und ein gesundes Kind. Ich bin sehr glücklich darüber.

Im Moment ist in Zimbabwe vieles im Umbruch. Denken Sie, dass SolidarMed weiterhin Schweizer Ärzte hierher vermitteln soll?

Sehen Sie, die Gesundheitsversorgung hier ist ausserhalb der grösseren Städte völlig ungenügend. Zudem treffen staatliche Einsparungen immer zuerst die Landbevölkerung. SolidarMed hilft der katholischen Kirche, dass sie ihre Spitäler in diesen Gebieten aufrecht erhalten kann. Solange sich diese Situation nicht verbessert, sollte man unbedingt weitermachen, zugunsten der Menschen, die hier leben.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Entwicklung. Hier am Spital könnte noch sehr viel verbessert werden, zum Beispiel auf der allgemeinen Abteilung: Wenn es möglich wäre, die Männer und Frauen in getrennten Räumen unterzubringen. Auch gut wäre, wenn wir stets drei Ärzte haben könnten, dann müssten die Einzelnen nicht rund um die Uhr arbeiten. Wir fühlen uns nicht sicher, wenn die Ärzte überlastet sind. Und dann etwa bezüglich AIDS: Im Bereich Prävention und Aufklärung müsste dringend etwas getan werden. Früher hatten wir ein gutes Programm, das den Betroffenen viel gebracht hat. Es musste aus finanziellen Gründen eingestellt werden. Heute fehlt das Geld schon für Verbandstoff und die nötigsten Medikamente.

Interview: Katharina Morello

Vor drei Jahren zog sich der ehemalige Polizist Moffat Mufuka bei einem Verkehrsunfall innere Verletzungen zu – dass er heute noch seine Familie ernähren kann, verdankt er dem Einsatz von SolidarMed.



Der ehemalige Polizist Moffat Mufuka: "Wie Sie sehen, bin ich ganz gut beieinander"

Ihren Namen hat er vergessen, nicht aber ihre Hilfe: "Ohne den Einsatz jener Ärztin, die damals am Musiso-Spital gearbeitet hat, wäre ich heute nicht mehr am Leben!" Moffat Mufuka ist mehr als bereit, von seinen Erfahrungen zu erzählen. Doch den Polizeioffizier im Ruhestand für einen Gesprächstermin zu treffen, ist nicht leicht.

"Ich berate Leute beim Bau ihrer Häuser", sagt der 59-jährige, als wir endlich in seiner einfachen aber freundlichen Stube unter dem Wellblechdach sitzen, "und ich zeichne ihnen die Pläne dafür." Das nötige Wissen dazu hat er sich selbst beigebracht, angefangen bei seinem eigenen Haus: "Der Architekt wollte viel zu viel Geld für seine Arbeit. Da habe ich gesagt: Das kann ich selber tun, ich war in der Schule immer sehr gut in Zeichnen. Der Mann hat mich ausgelacht, aber ich wusste, dass ich dazu in der Lage bin." Moffat Mufuka holt ein paar Baupläne aus dem Nebenzimmer. "Die Leute können es nicht glauben, dass ich keine Ausbildung habe", sagt er mit einem stolzen Lächeln.

Von einer Rente kann keiner leben

Warum er noch so viel arbeite, er sei doch in Rente. Rente? Moffat Mufuka macht eine wegwerfende Handbewegung. "Von einer Rente kann hier heute keiner leben." Davon, was er für seine fast dreissig Jahre Arbeit im Staatsdienst erhalte, könne er sich gerade noch die Medikamente gegen seinen zu hohen Blutdruck leisten. "Um meine Frau und mich selbst zu erhalten, muss ich Geld verdienen. Zudem lebt mein jüngster Sohn noch bei uns. Er ist arbeitslos." Auch seine anderen vier erwachsenen Kinder brauchen ab und zu noch seine Hilfe. "Dass ich noch immer für meine Familie da sein kann, verdanke ich dieser Ärztin aus der Schweiz. Ich werde es nie vergessen."

Moffat Mufuka erzählt: "1998 hatte ich einen Autounfall. Der Wagen kam von der Strasse ab, er überschlug sich sechs Mal und kam dann zum Glück wenige Meter neben einem überfluteten Fluss zum Stehen. Ich kam ins Musiso-Spital, man

untersuchte mich, konnte aber ausser Prellungen nichts feststellen. Nach einem Monat fühlte ich mich sehr schlecht. Ich hatte Gewicht verloren, meine Haut wurde immer heller. Als man mich ins Spital brachte, war ich völlig geschwächt – ich konnte nicht einmal mehr selber gehen.

Von aussen sah man nichts

Von aussen hat man überhaupt nichts gesehen, doch die weisse Ärztin hat mich untersucht und gesagt: Das ist schlimm, man muss den Mann in Harare operieren, sonst stirbt er. Sie hat alles organisiert, hat einen Brief geschrieben für die Ärzte da und sogar mit ihnen telefoniert. Als ich in der Stadt ankam, gab es kein langes Hin und Her im Spital, ich wurde sofort behandelt. Meine Milz war angerissen, man hat sie mir herausgenommen. Sie sagten, man könne ohne dieses Organ leben und das ist wahr: Wie Sie sehen, bin ich heute ganz gut beieinander. Von diesem Unfall ist nichts zurückgeblieben."

Interview: Katharina Morello